

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1989-1990)
Heft: 31

Artikel: Heisser Sonntag : die Kurzgeschichte
Autor: Bälliger, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WEISSER SONNTAG

DIE KURZGESCHICHTE

Ruth Bälliger

Ich wurde 1946 in Zug geboren, begann 1980 in Literatur-Zeitschriften und Anthologien zu veröffentlichen und arbeite zur Zeit an einem Roman.

Die Strassen sind wie leergefegt am späten Sonntagvormittag. Nicht die kleinste Brise geht, die Luft steht still, der Atem geht schwer. Die Häuser schwitzen unter dem Mauerverputz. Ich gehe immer der Schattenseite entlang, suche vor dem Überqueren der Plätze die kürzeste Strecke, bis zu den nächsten schattenspendenden Häuserreihen. Immer wieder schaue ich rückwärts, im Glauben, nahende Schritte zu hören. Es ist die Zeit der Einbrüche und Überfälle. Ich könnte mich heiser schreien, kein Fenster in den unbewohnten Häusern würde sich öffnen.

Plötzlich Tausende von Menschen. Alle sind mit der Trambahn von den Aussenquartieren zum See gefahren. Hunderte stehen an der Kasse der Schiffahrtsgesellschaft an. Alle wollen die an die Seeufer geklebten Dörfer von nahem sehen, sich gegenseitig die umliegenden Hügel benennen. Einmal die Berge bestaunen, vor denen für einige Stunden der Dunstvorhang hochgezogen wurde, sich am Fahrtenwind erhfrischen.

Der Grieche, im schwarzen Anzug, den Zylinder-Hut schräg aufgesetzt, spielt auf der Drehorgel aus Konstantinopel. Im hölzernen Walzenkoffer glitzert Kleingeld in der Sonne. Auf Fahrrädern radeln Kinder den Fussgängern in die Beine. Hunde rennen spielend hintereinander her. Vor dem Eisstand schlagen sich die Käufer beinahe die Köpfe ein. Beim Schiffsvermieter streiten sich die Wartenden um jedes zurückkehrende Paddel und Ruderboot. Zwei Blasmusikanten und ein Trommler spielen um die Wette. An ihnen kommt man nicht so schnell vorbei; bereits versperren einige Zuhörer den Weg. Unter den Bäumen sitzen die Alten, auf dem Rasen tummeln sich Jugendliche, mit ihren Radioempfängern einander an Lautstärke überbietend. Heute will man etwas erleben, als Andenken mindestens etwas Sonnenbräune in die neu beginnende Woche hinüberretten. Die Nebenstrassen sind wie ausgestorben, in den Gärten welken Blumen und Sträucher vor sich hin. Auf mein Klingeln an der Haustür

öffnet eine kleine Frau. In einer Fremdsprache bittet sie mich herein. Sie geht voraus in die zwei vermietbaren Zimmer, gibt mir Ratsschläge, was man wo hinstellen könnte. «Kommen Sie in die Küche, auch hier gibt es genügend Platz, die Schränke sind gross und geräumig. Setzen Sie sich. Einen Kaffee müssen Sie mit mir trinken, wo Sie mich netterweise an einem der endlosen Sonntage besuchen.» Sie stellt eine Literflasche Rotwein auf den Tisch. Ihre halbvolle Tasse Kaffee füllt sie mit Wein auf. «Das nennt man bei uns Grappa der armen Leute. Bitte bedienen Sie sich. An einem Sonntag wie heute haben wir das Haus nur für den Kirchenbesuch, dann erst wieder am Abend verlassen. Wir waren vier, manchmal fünf Freundinnen, zogen eingehängt singend durch die Laubengänge der Stadt. Jahrelang fanden wir keine rechte Arbeit. Einige heirateten, andere gingen nordwärts. Ein Wirt aus meiner Heimatstadt erstand sich hier ein Hotel. Mit der Küchenarbeit konnte ich sofort beginnen. Sechs Tage in der Woche, von morgens bis spät in den Abend bereitete ich Ravioli zu, kochte Minestrone, rührte in der Polenta, alles möglichst gleichzeitig. Schwitzte mich durch die Abende, währenddem sich die Gäste unter den kühlenden Kastanienbäumen vergnügten. Manchmal drangen Klangfetzen von aufspielenden Strassenmusikanten in die dampfende Küche oder schallendes Gelächter von mehr oder weniger betrunkenen Gästen. Am Sonntag war das Gasthaus geschlossen. Wann hätte ich ihre Sprache lernen können? Noch heute muss ich beim Aufsuchen der Behörde einen Übersetzer mitnehmen. So lebe ich Jahrzehnte in einem Land, dessen Sprache ich weder sprechen noch verstehen kann. Beinahe dreissig Jahre bewohnte ich ein Zimmer auf dem Dachboden. Kam ich in der Nacht nach Hause, musste ich in der Dunkelheit erst einen Weg durch die feuchte, aufgehängte Wäsche bahnen. Vor zwei Jahren liess der junge Hausmeister den Dachboden als Wohnung ausbauen. Er stellte mir diese Parterre-Wohnung zur Verfügung, die

für mich zu gross ist und die ich von meiner Rente nicht bezahlen kann. Sie werden doch die beiden Zimmer mieten? Sehen Sie, auch hier in der Küche würden wir gut aneinander vorbeikommen. Bitte verlassen Sie mich noch nicht, ich setze eine neue Kanne Kaffee auf. Einmal im Jahr fahre ich nach Hause. Sehe ich die ersten Rebberge, schlägt mein Herz höher, ich zähle die Minuten bis zur Ankunft, die ich kaum erwarten kann. Viel zu früh stehe ich aussteigebereit auf dem Gang, trete von einem Fuss auf den andern. Sind wir angekommen, werden meine Mitreisenden auf dem Bahnsteig von ihren Verwandten abgeholt, um mich beginnt ein Begrüssungsritual, man umarmt sich, Küsse werden rechts und links verteilt. Mit meinem Koffer durchquere ich jeweils die Bahnhofhalle, gehe in eine kleine Pension um die Ecke. Meine Verwandten sind gestorben oder ausgewandert. Die ehemaligen Freundinnen wohnen verstreut in allen Himmelsrichtungen. Allein gehe ich durch die mir einst vertrauten Strassen und Gassen, beobachte gleichgültig die neusten Veränderungen, das Zerfallen von einzelnen Gebäuden. Spätestens nach zehn Tagen verlasse ich die Stadt. Die Heimat wurde mir zur Fremde, die Fremde konnte nicht meine neue Heimat werden.»

Ich sage etwas von aufziehenden Wolkenfeldern und dass ich in einigen Tagen einziehen werde. Sie begleitet mich zur Haustür, sagt einige Male, wie glücklich sie sich schätze, mich als Untermieterin zu bekommen.

Kaum habe ich das Haus verlassen, fallen die ersten Regentropfen. Die Ausflügler rennen der nächsten Haltestelle entgegen, einige noch in den Badehosen, Badetuch und Kleider unter den Arm geklemmt, andere das Badetuch um Kopf und Schulter geschlungen. Im Strassengraben liegt eine schwarze, totgefahrene Katze. An einem Gartenzaun steht ein kleiner, weinender Junge.